

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 4 (1939)
Heft: 3-4

Artikel: Rund um das "ergötzliche Städtchen" : ein Beitrag zur Heimatkunde Waldenburgs [Schluss]
Autor: Weber, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jahres erneuerte er sein Gesuch, da er fand, die Gelegenheit wäre günstig, der Maler hätte noch Farbe und Malerzeug bei sich und wäre in Oberdorf gerade mit der Arbeit fertig. Der Maler sei bereit, die Uhr auf beiden Seiten 10 Pfd. wohlfeiler als in Oberdorf zu restaurieren und erst noch die darunter und vor dem obern Tor sich befindenden Sonnenuhren zugleich und um den nämlichen Preis von 40 Pfd. zu reparieren.²²⁾ Demnach war nicht nur am obern, sondern auch am untern Tor eine Sonnenuhr angebracht, und die eigentliche Turmuhr hatte auf der Innen- und Aussenseite ein Zifferblatt. Der Wunsch wurde dem Vogt erfüllt, aber wohl nur ungerne; denn als 1766 der Obervogt Kündig Auskunft geben musste, was es «wegen Reparation der Schlaguhr im Städtlein» für eine Bewandnis habe, berichtet dieser wörtlich: «Hierüber habe die Ehre, diesen gehorsamen Bericht zu erstatten, dass bis Anno 1759 diese Reparation jehweilen auf Hochoberkeitliche Unkosten hin geschehen, weilen aber dazumahlen über die Ausbesserung des Zifferblattes sowohl an der Schlag- als Sonnenuhr namhafte Kosten ergangen, so haben Ew. Gnd. unter dem 2ten 8bris gleichen Jahres Meinem H. Vorfahr diese Erkenntnis zugesandt, «dass ihm für dismahlen gestattet sein solle, diese Uhr in solchem Preis ausbessern zu lassen und den Betrag in Rechnung zu bringen, in das künftige aber sollen die Waldenburger ihre Uhren in Ehren erhalten und sich deshalb nicht weiter bei M. Gnd. HH. anmelden»». ²³⁾ Das ist, fährt der Vogt fort, «was ich bey allhiesiger Schlossregistratur dieser Reparationen halber gefunden habe, betrachtend aber die Reparationen der Ringmauern zu Waldenburg, so sind solche bis dato auf Hochoberkeitliche Unkosten hin gemacht worden, daher der Gemeind Waldenburg gantz unterthänige Bitt dahin gehet, dass in betrachtung sie ohne dem viele gemeine unkosten jehweilen habe, Ew. Gnd. geruhen möchten, ihnen mit dem Unterhalt der Uhr gnädigst zu verschonen, sie getröste sich umso Eher der Gnädigen Willfahr, da andere Gemeinden auch von derogleichen Beschwerden befreuet sein».

Der Rat scheint mit den Waldenburgern Erbarmen gehabt zu haben; denn derselbe Vogt Kündig schreibt zwei Tage später, die schon im Oktober letzten Jahres durchgeführte Reparation hätte sich auf 3 Pfd. 10 Sch. belaufen, wie «aus beygehendem Conto zu ersehen», und er erwarte den Befehl zur Bezahlung dieses Betrages.²⁴⁾

Ende des Zeitglockenturms.

Nicht ganz 80 Jahre später, im Jahre 1842, hörte die Geschichte der Schlag- und Sonnenuhr am untern Tor mit derjenigen des Tores selbst auf, indem dieses abgebrochen wurde. Damit fielen auch alle Klagen und Wünsche in dieser Sache dahin. Im April des folgenden Jahres beschloss die Gemeinde, das Glöcklein im ehemaligen untern Torturm zu verkaufen.²⁵⁾ Damit verschwanden Uhr und Glocke, die jahrhundertlang den Waldenburgern gute und böse Stunden gezeigt und geschlagen hatten, sang- und klanglos aus dem Leben des Städtchens.

Von Wassertoren, Schutzgattern und Wachten.

Wir sind mit dem letzten Abschnitt der Geschichte weit vorausgeeilt und müssen aus dem 19. wieder ins 16. Jahrhundert zurückgehen. Im Jahre 1593 wurde der obere Turm im Städtchen erhöht, und man

deckte die Ringmauern und die sog. obere Wacht ein. Damals bekam wohl der Turm ungefähr die heutige Form, wie sie auch Merians Stich zeigt. Aber schon 1596 musste derselbe Torturm samt der obern Ringmauer nochmals gedeckt werden. Die Arbeit kam also erst in diesem Jahr eigentlich zum Abschluss. Die soeben erwähnte obere Wacht befand sich über dem obern, d. h. südlichen Wassertor. Beide, Tor und Wacht, sollten das Eindringen unerwünschter Elemente verhindern. Diese war eine Art Wehrgang. Ähnliche Verteidigungsanlagen befanden sich auch im Schloss über Zugängen. Sie erforderten viele Reparaturen, da sie aus Holz und lange Zeit mit Schindeln gedeckt war. Im 15. Jahrhundert wurde daran gebaut und geflickt; aber eine besonders grosse Arbeit liess Vogt Toppenstein für 239 Pfd. und 2 Sch. im Jahre 1548 ausführen, worüber er am 22. Oktober abrechnete. Dabei wurde an «den beiden Wachten und Schutzgattern, desgleichen aber an der Ringmauer» gebaut.²⁶⁾ 1593 musste die obere und 1600 die niedere Wacht eingedeckt werden, «allda das Wasser wider us dem stettlin laufft». Dazu waren 4000 Schindeln nötig, da sie ganz «dachloss und faul gewesen.»²⁷⁾ 1607 liess der Obervogt Rippel, der sich um die Uhren verdient machte, die Schutzgatter am Wassertor instandstellen. Welches aber gemeint ist, ist nicht ersichtlich. Sein Nachfolger Christoph Burckhardt, der die untere Brücke aus Stein erstellen liess, erwähnt auch einmal das untere Bollwerk, was gleichbedeutend ist mit Wacht. Die Wassertore bestanden nämlich aus der Wacht oder dem Bollwerk und den Schutzgattern, senkrecht oder schräg in das Wasser reichenden Stangen, die eine Art Rechen bildeten und nur dem Wasser Durchlass gewährten. Sie bedeuteten wohl bei Hochwasser eine direkte Gefahr, da sich vor ihnen ohne weiteres die Frenke staute. Wirklich stürzte 1744 deswegen die Mauer beim obern Wassertor samt diesem ein, und das untere wurde beschädigt.

Am 9. Januar 1758 sah sich der Vogt Jakob Landis zu folgendem Schreiben nach Basel veranlasst: «Als ich zu End vergangener Woche berichtet worden, wie das Wasserthor zu Waldenburg einen starken und gefährlichen Riss über das gantze Gewölb geworfen, habe ich mich alsbald nebst Maurer und Zimmermann, um den Augenschein davon einzunehmen, dahin begeben und nach gehaltener Untersuchung befunden, dass der Ecken gegen dem Städtlein von dem Wasserfall heftig unterfressen und dadurch den (!) auf ihm ruhenden Last zu tragen geschwächt worden. Nach gethaner Anfrag, wie dieser Gefahr zu steuern wäre, haben der Maurer und Zimmermann für nöthig erachtet, von diesem Eck an das Wasser hinab eine 15 bis 16 Schuh lange Mauer zu machen und noch ein Vorbrütschen zu unterziehen, damit dadurch das Wasser vom Ecken weggetrieben und fernere Gefahr verhütet werde. Auch ist das Gewölblig, wodurch der Kanal zur Sägen rinnet, an beyd Ecken Fundaments stark ausgewaschen, so dass die Ausbesserung höchstens benöthigt wäre.»²⁸⁾ Hier handelt es sich um das untere Wassertor, da neben ihm das Wasser durch die Mauer zur Sägerei geleitet wurde. Bruckner erwähnt eine Holzsäge mit Hanfreibe vor dem untern Tor.²⁹⁾ Sie befand sich auf dem Platze, wo heute die Schraubenfabrik Tschudin und Heid steht. Diese wurde 1892 an Stelle der abgerissenen untern Säge erbaut.³⁰⁾ Der Flurname S a g e n r a i n erinnert noch heute an das früher dort betriebene Gewerbe.

Am 20. Februar 1760 musste derselbe Vogt schon wieder eine Beschädigung des untern Wassertores melden, indem «die darüber ste-

hende Hochwacht bey 35 Schuh lang innert dem Stättlein den Mauern nach durch den heftigen Sturmwind abgedeckt und der Boden aufgehoben und zu boden geworfen» wurde. ³¹⁾

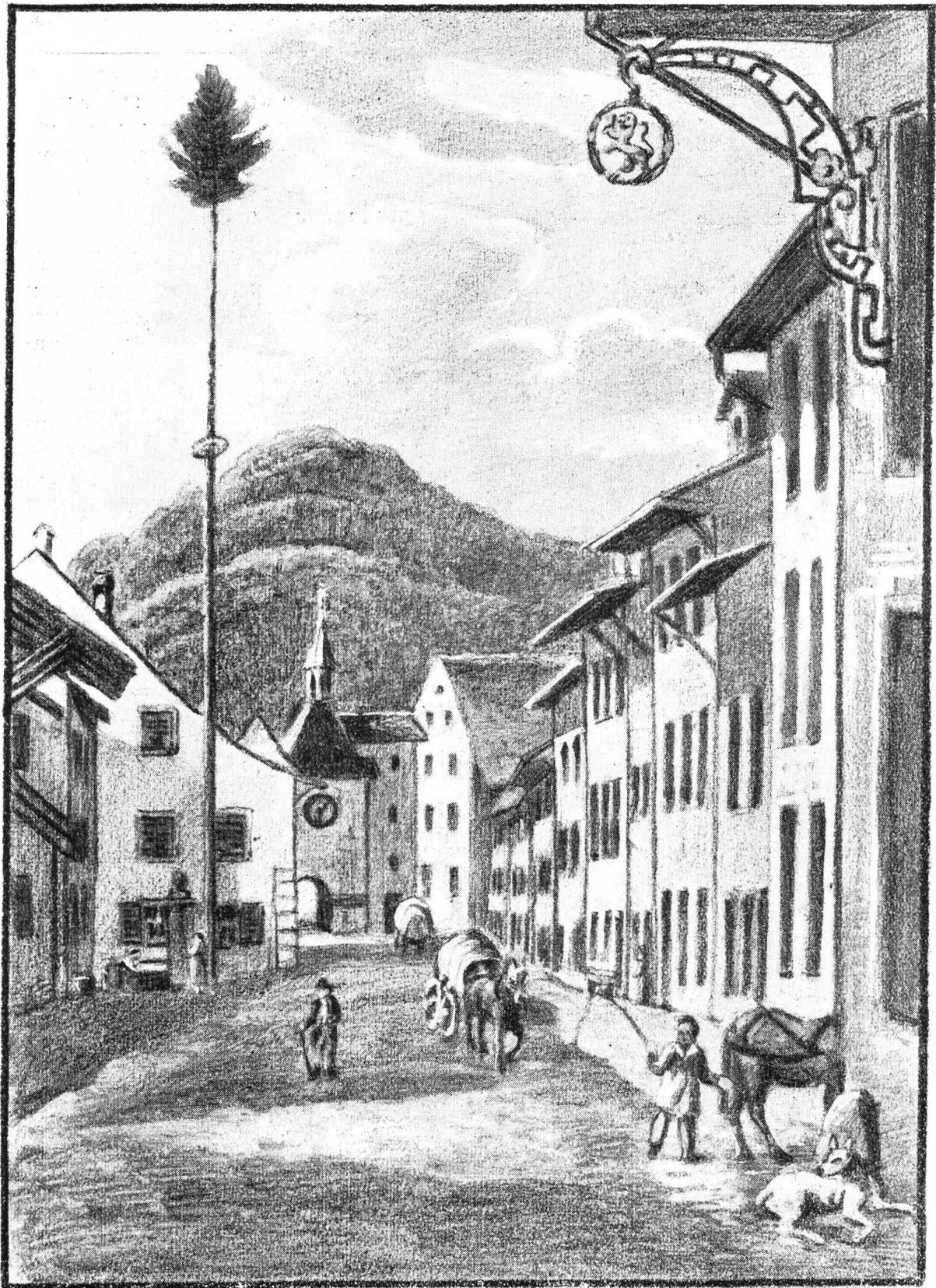
Betrübliche Inspektionsberichte.

Es scheint überhaupt mit der baulichen Beschaffenheit der Befestigungsanlagen unseres Städtchens nicht zum besten bestellt gewesen zu sein; denn am 15. August 1736 gibt der Obervogt Niklaus Geymüller davon folgendes betrübliches Bild: «Auf Anzeige des Unterbeamten des Stättleins, dass die Ringmauern an verschiedenen Orten schadhafft und hochnöthig were repariert zu werden, wurde diese unter Zuziehung dieses Beamten und des Maurers in Augenschein genommen, und dieser ergab, dass sie überall einige Ausbesserung wohl nötig hette, besonderheit aber an Etwelchen Orten also Presthafft seye, dass nicht ohne Grund zu beförchten, Selbige allda, wofern keine baldige reparation erfolge, wohl gar einfall, Mithin der Schaden und Kosten grösser werden dörfte». Der Unterbeamte hätte ihn überdies darauf aufmerksam gemacht, fuhr der Vogt fort, dass bei etwa entstehenden Feuersbrünsten, was Gott in Gnaden verhüten wolle, man einzig beim Pfarrhof hinter die Ringmauer gelangen könne, beim obern Tor aber nicht mehr wie früher. Es wäre deshalb zu empfehlen, das vor etwa 50 Jahren im Winkel besagter Mauer zugemauerte Törlein, von dem man noch das Gestell sehe, wieder öffnen zu lassen, damit man wie vor alters hinter die Ringmauern gelangen und umso schleuniger Hilfe leisten könnte. Die ganze Arbeit würde nach dem Voranschlag nicht mehr als etwa 100 Pfd. kosten, heisst es zum Schluss. ³²⁾

Ein ähnliches Bild gibt ein Bericht aus dem Jahre 1766: ³³⁾ «Bei Besichtigung der Ringmauer des Stättleins Waldenburg sind folgende Presten . . . gefunden worden: Bey der Mauer beym ndern Wasser Thor, so 100 Schueh lang und 24 Schue hoch ist, fehlen die meisten Ziegel, der Dreyschübel (Gebälk) ob dem Auslauf des Baches will herausfallen, das widerlager am Bach ist ebenfahls schadhafft, die hölzernen Stiegen des gängli, worauf die Gatter gezogen wird, sind meist abgefault, viele Ziegel fehlen auf dem Dach und auf der Stichbruck im Bach einige Flöckling. Ferner an der Mauer beym obern Wasser Thor bey 220 Schue lang 24 Schue hoch fehlen viele Ziegel; auf dieser, jenseits des Baches einlauf, ist ein Stück 12 Schue lang abgerissen, baufällig, das Widerlager am Einlauf ist auch presthafft, ingleichen manglen an der Stichbruck allda einige fläckling.

So wenig erfreulich diese Feststellungen sind, so geben sie doch ein Bild vom Aussehen und der Konstruktion eines solchen Wassertores. Das Schutzgatter war demnach nicht fest und unbeweglich angebracht, sondern konnte auf ein «Gänglein», d. h. wohl eine Art Wehrgang, hinaufgezogen werden. Dies war bei Hochwasser notwendig, da diese Stangen des Gatters sonst das Wasser gestaut hätten. Zu diesem Gang hinauf führten hölzerne Treppen, die eben damals faul waren. Im Bach scheint aus Flecklingen eine Art Brücke, Stichbruck genannt, gelegen zu haben, in welche die Stangen des Schutzgatters eingelassen wurden.

Nicht uninteressant ist auch, was der Bericht über die andern Mauern sagt: «An denjenigen Mauern aber, so das Stättlein beiderseits an die berge anschliessen, als solche zwei Schue dick, zehn Schue hoch und zusammen 620 Schue lang sind, fehlen die meisten Ziegel,



«Das Innere Waldenburgs mit dem untern Tor».

Nach einem Anonymus, um 1833. Original im Bad Bubendorf.

Kopie von W. Balmer, Liestal.

Im Vordergrund rechts der Löwen, Häuserreihe rechts, mit Vordächern, teilweise ohne «Dachhimmel», schmale, hohe Fronten, Kornhaus neben dem Tor vor dem Umbau zur Kirche, Tor mit Glockenturm und Zifferblatt, Sonnenuhr fehlt. Darüber Edlisberg, links Schlüssel und Brunnen, wie heute. Freiheitsbaum! Strassenverkehr vor 100 Jahren. Schöner Strassenabschluss.

das Mauerwerk besteht grösstenteils nur aus kleinen und schlechten Steinen, und an vielen Orten sind gantze Stück von dieser mauer eingefallen, so dass zu deren reparation viel Baumaterialien und Arbeit erfordert würden».

Eine Spukgeschichte und wieder die Tore.

Im Jahre 1681 hatte der damalige Vogt H. C. Wieland eine der vielen dringend notwendigen Arbeiten an der Stadtmauer ausführen lassen und darüber einen Bericht nach Basel gesandt. Dieser ist für den Aberglauben jener Zeit bezeichnend. Sein Inhalt ist kurz folgender: Bei der Instandstellung der schadhaften Mauer wurde ein verborgenes Loch entdeckt, das der Maurer wieder schliessen wollte. Da die Pfarrersfamilie aber zu wiederholten Malen in der Nähe des Pfarrhauses ein ungewöhnliches Poltern und Rasseln gehört hatte, ordnete der Vogt die sofortige Oeffnung des zugemauerten Loches an, fand darin zwar nichts Verdächtiges, wohl aber in einem andern in unmittelbarer Nähe die Gebeine eines kleinen Kindes nebst etwas Holz, alles jedenfalls schon vor unvordenklichen Zeiten dort niedergelegt; denn trotz der Trockenheit war alles vermodert. Seitdem das Skelett entfernt war, hörte man im Pfarrhaus kein Poltern und Rasseln mehr, fügte der Vogt als Rechtfertigung seiner Handlung hinzu. ³⁴⁾

Aber nicht nur Wassertore und Mauer, sondern auch die eigentlichen Tore scheinen baufällig und reparaturbedürftig geworden zu sein. So wurde 1786 «vor der löblichen Haushaltung» in Basel ein Gesuch verlesen, wonach an den Waldenburger Toren Reparaturen in der Höhe von mindestens 300 Pfd., dazu aber auch «drey Sagbaum, sieben Bauhölzer nebst zwey Paar Rafen» erforderlich wären. Der Waldkommission wurde beantragt, das erforderliche Bauholz möglichst bald anzuweisen, und am Rande des Schreibens ist die Bemerkung notiert: «auf dem Schauflenberg und Lammet». Diese Arbeiten wurden ausgeführt; denn im Gebälk des obern Tores findet sich heute noch die Jahrzahl 1787. Diese passt ausgezeichnet zu dem oben angeführten Schreiben. ³⁵⁾

Damit sind wir ganz nahe an den Untergang der alten Eidgenossenschaft und die grosse Umgestaltung herangekommen, die zu Ende des 18. Jahrhunderts auch in der Schweiz eintrat. In Frankreich brach im gleichen Jahre die grosse Revolution aus, als der letzte Vogt Johann Jakob Müller (1789 bis 1798) in das Waldenburger Schloss einzog. Er ist durch seine Strenge bekannt, durch die er sich im ganzen Amt verhasst machte. Sicherlich war die Bevölkerung aber auch bereits durch die neuen Ideen, die aus Frankreich stammten, etwas empfindlicher geworden. Uns interessiert Müller als Verfasser eines Berichtes über einen

Brand des Gasthauses zum Löwen

und einiger Gebäude in dessen Umgebung. Da dieser mit dem obern Tor und den Ringmauern zusammenhängt und zudem eine Parallele zu dem im Mai 1936 erfolgten und noch in frischer Erinnerung stehenden Brande bildet, lassen wir den Bericht des Vogtes folgen. Beide Male wurden nur Stallungen und Scheune vollständig ausgebrannt, während die Wirtschaft weniger litt.

«Sobald (ich) Donstag (12. November 1797) Nacht nach 1 Uhr die Nachricht erhalten hatte, dass Feuer in Waldenburg ausgebrochen

und ich den leidigen Brand zum Fenster aus am Himmel stehen sah, entsandte ich den Schlossschreiber voraus, liess die gewöhnlichen z w e i S c h ü s s e tun (das Zeichen für Feuersnot) und verfügte mich sogleich auch nach der Brandstätte, allwo die z w e i S p r i t z e n von Waldenburg nebst einer von Oberdorf eintraf(en), die mit beigehabter Mannschaft wohl ausgestellt waren - die zwei Waldenburger vor Ludwig Busers Haus (an der Mauer) und den Gebäuden des Löwen und die letztere hinter dem Wirtshaus, und arbeiteten nach allen Kräften. Nach 2 Uhr trafen die Langenbrucker mit ihrer grossen und einer kleineren Spritze ein, samt Mannschaft. Der Schlossschreiber behielt diese Mannschaft und Spritze vor dem obern Thor und hinter der Ringmauer, um von hinten her den Flammen des Ludwig Busers Haus und Löwenstalls zu wehren, wodurch das daran stossende Häuslein des Daniel Tschopp, Fuhrmann, gerettet und den Flammen Einhalt getan wurde. Bald trafen auch die Titterter, Lampenberger, H ö l l s t e i n e r und Reigoltswweiler, jede mit ihren Spritzen und Mannschaft ein, welche so gut möglich und erforderlich ange stellt, die Wasserleitungen in richtige Ordnung gebracht und des Kilchmeyer Tschoppen Haus, das so nahe an den Löwen stösst, da(ss) nur ein enges Gässlein dazwischen ist, gerettet, ebenso weiter oben des Gerichtsmann Meyers Haus, das nur 8 Schritt Zwischenraum gegen Busers Haus hat, den drohenden Flammen entrissen werden konnte; denn hätte man diesen beiden Enden nicht zu steuern gesucht, so dürfte das ganze Städtlein ein Raub der Flammen geworden seyn. Die Arboltswweiler und Bennweiler Spritzen wurden im Hinterhalt gehalten, weil wegen Enge des Raumes sie nicht aufgestellt werden konnten, auch um bev weiterer Noth, da der Wind Funken und Flammen über das ganze Städtlein wegtrug, Gebrauch davon machen zu können, zumalen das gegen den Löwen überstehende Schulhausdach Feuer zu fangen anhob. Gegen 4 Uhr früh war der grossen Wuth der Flammen Einhalt getan, zumalen von des Busers Haus und des Löwens Stallung und Scheune das Eingeweide eingestürzt war. . . . Doch blieben die Spritzen mit Wasser gefüllt und die Mannschaft dabey — einige Gemeinden wollten sich sogar wegbegeben, sodass ich alle Mühe anwenden musste, um sie zurückzuhalten, liess das Wasserthor bewachen und das untere Thor schliessen. Wie höchst notwendig diese Vorsorge war, zeigte sich bald, da der Wind die eingestürzten Tröme und Balken in den Mauern wieder anblies, so dass die First in der Mitte der Löwenwirtschaft lichterloh brannte. Um diesen Flammen zu steuern, leistete die Bennweiler kleine Spritze, die (ich) von einigen Mann auf den Esterig des Löwen zu tragen befahl, sehr gute Dienste, da das Haus des Kilchmeyers von frischem drohte und die vor dem Löwen stehenden Spritzen kaum vermögend, dem Weitergreifen der Flammen zu steuern.

. . . Die Balken und anderes Holzwerk liess (ich) nun aus dem Schutt reissen und vor das Thor schleppen. Bev diesem letzteren war es, wobey die Solothurnischen (Holderbanker und Balthaler (!), denen etwas an ihrer Spritzten unter Wegs verdarb, sich so werktätig auszeichneten. Mit Tages Einbruch war also erst die Feuers Gefahr ganz vorüber — und ich liess Gemeind halten, um Wacht und Arbeiter für den Tag und die künftige Nacht zu bestellen, behielt indessen von jeder Gemein sechs Mann im Städtlein. Die Verwandten der Brandgeschädigten verpflichteten sich, das, was noch von

geschmolzenem Geld und Geldswert im Schutt vorzufinden wäre, unter Aufsicht des Weibels getreulich zu sammeln

Uebrigens ist bei dem Brand kein Mensch beschädigt worden, ausser Daniel Baumann der Zimmermann von Waldenburg, der zwei Stock hoch herabstürzte und mehr nicht als die Haare und Augenbrauen etwas vom Feuer versengt wurden . . . Bereits Freitag Abend schon stürzte von den Ringmauern, woran Daniel Tschopps gerettetes Häuslein steht, ein grosses Stück ein und ein Teil derselben, woran Ludwig Busers Haus und des Löwenwirts Stallung gestanden, drohte dem Einsturz, weshalb (ich) selbiges unterstützen lassen musste.

Bey diesem leidigen Brand habe (ich) auch wahrgenommen, dass die vielen hölzernen Gestelle und so geheissenen Dreyschübel bey den Liechtern verursachten, dass das Feuer so lange anhielt und wieder aufklimmte.» Dieser Bericht trägt das Datum des 13. November 1797 und weist sehr interessante Einzelheiten auf. So wundern wir uns heute noch, wie damals rasch Hilfe zur Stelle war, und wie planmässig gearbeitet wurde. Staunen und Bewunderung erfasst uns aber erst recht über den freundeidgenössischen Sinn, der sich in der Solothurner Unterstützung zeigte. Derartiges hätten wir der damaligen Zeit gar nicht zugetraut. ³⁶⁾

Elf Tage nach diesem Brandunglück bekam Waldenburg wieder einmal hohen Besuch:

Napoleon kommt!

Auf seiner Reise von Italien nach dem Kongress zu Rastatt reiste Napoleon durch die Schweiz, um zu sehen, «wo die Hebel anzusetzen wären, wenn eine Umgestaltung des Landes nach modernen Grundsätzen, wie sie das Direktorium und er selbst gebieterisch verlangten, durchgeführt werden sollte.» Deshalb hielt er sich in Lausanne und im Basler Gebiet länger auf. Eine Gesandtschaft war ihm nach Langenbruck entgegengereist. In Waldenburg verweilte er kurze Zeit, nicht aber im Löwen (ob des Brandes wegen?), sondern im Schlüssel, wo er eine Erfrischung zu sich nahm. Dort wurde die offizielle Gesandtschaft des Rates, die Herren Gemuseus und Hagenbach, gnädig empfangen, der Vogt Müller aber nicht vorgelassen. ³⁷⁾ Auf eine Anfrage der Wirtin soll er geantwortet haben: «Ich will ihn nicht sehen, schliessen Sie die Tür!»

Weiteres vom Löwenbrand.

Die Akten über den Löwenbrand zeigen den Landvogt eigentlich gar nicht als den herzlosen Volksbedrucker, als den ihn die Ueberlieferung hinstellt. So ersucht er den Basler Rat, die eingestürzte Stadtmauer auf eigene Kosten wiederherstellen zu lassen, da diese «nach Sag der Waldenburger immer von der hohen Obrigkeit unterhalten worden, zumalen jedesmal, wenn einer ein Liecht oder Türe darein zu brechen begehrt, bey Euer Gn. die Erlaubnis dazu (hat) eingeholt werden müssen.» ³⁸⁾

Man sieht aus diesen Aeusserungen, dass es damals schon Sitte war, in die Stadmauer Fenster einzuhauen, so dass sie an Wehrhaftigkeit immer mehr einbüsste. Diese war in der damaligen Zeit sowieso etwas sehr Fragliches. Denn im Mittelalter erbaut, waren die Mauern im 18. Jahrhundert schon lange den modernen Kriegswaffen gegenüber

wertlos geworden. Zudem war ja Waldenburg keine Festung mehr, sondern ganz einfach Hauptort eines Amtes geworden.

Noch am 9. Januar des Jahres 1798 bat Müller, es möchte die Mauer hinter dem Hause des Fuhrmannes Tschopp, die nach dem Brande teilweise eingestürzt war, so dass das Haus gänzlich gestützt werden musste, als Eigentum der Obrigkeit angesehen und wieder instandgestellt werden. Interessant ist, was der Vogt über den von den Brandgeschädigten erlittenen Verlust an Hab und Gut nach Basel meldete. Ludwig Buser und der Frau sei nichts übrig geblieben, «als was jetzt ihren Leib deckt, der Mann habe nicht einmal einen Rock und die Frau keinen Tschoppen gerettet. Der Löwenwirt aber, der noch eint oder anderes an Hausrat durch flöchten retten konnte, wusste in der Bestürzung mehr nicht Auskunft zu geben, als dass ihm bey 4 Klafter Futter, mehr denn 50 Wellen Stroh, für 10 Pferde das erforderliche Geschirr nebst einem Geissbock im Stalle verbrannt sey.» Zum Schluss empfahl der Vogt das Unglück der schwer Betroffenen der christlichen Barmherzigkeit und zählte ihre Verluste ausführlich auf. Dabei erfahren wir, was Waldenburger der damaligen Zeit besaßen.

Was Ludwig Buser, der Metzger, vermisste:

- Bargeld 324 Louisdor,
- sämtlichen Hausrat in Kleidern und 90 Hemden,
- 15 silberne Löffel,
- 1 dito Sackuhr,
- 4 mit Silber beschlagene Psalmbücher,
- 2 silberne Messerheften,
- 1 dito Ungarisch Wasserfläschli,
- alles Küchengeschirr,
- 8 Bettanzüge, 12 Tischlachen,
- 70 Mass Kirschwasser,
- ca. 3 Zentner Unschlitt,
- 3 Oerene Kunsthäfen,
- 3 kupferne Wasserzuber,
- zu 2 Pferden Geschirr dreifach,
- 1 Stubenuhr,
- 2 Dutzend Handzwecheln,
- 3 Dutzend zinnene Teller,
- 3 Flinten nebst 1 Sabel und 1 Patrontasche,
- 5 Paar Silberne Rinken,
- 1 Bett, 5 Kasten, 3 Trög, 3 Trög mit dürrem Zeug,
- 1 Seite Speck,
- 7 Mann Kleidung, worunter eine ganz neue Uniform und dito Festtagskleidung, Weiberkleidung, um sich siebmal anzuziehen, nebst anderem mehr, so in der Bestürzung nicht angegeben werden konnte.

Ferner:

- 2 Klafter Heu, 60 Wellen Stroh, 2 Baum Dielen, 1 neuen Sattel, 1 Unschlittkessel, 2 Pfd. zinnerne Kuchenformen,
- 80 Sack Haber, 30 Pfd. Schafwolle, über 100 Ellen Tuch,
- 1 neuen schwarzen Mantel, 1 Kaput Rock, das Hausbuch und andere Schriften.

Wieder gefunden wurden:

- 9 silberne Ringgen, einer beynahe geschmolzen,
- 1 silberner Gürtel, woran 2 grosse Rosetten (?) fehlen,
- 2 Goldklümplein, 3 silberne Klümplein,
- 5 silberne Löffel noch ganz,
- 2 dito, von einem der Stiel, vom andern der Löffel,
Ueberbleibsel von silberner Sackuhr, die Hälfte von einem
silbernen Wasserfläschlein,
ca. 1¼ Pfd. Gold und Silber.

Was Johann Tschopp, der Löwenwirt vermisste:

- 2 Wagen, aufgerüstet, 4 neue und 10 alte Räder,
- 2 Pflug, 1 Eggen, 2 Kären, worauf Bännen, 2 Schneggen,
- 2 Winden, grosse und kleine Schlitten,
für neun Pferde Geschirr dreimal aufzuziehen,
- 4 Baum Dielen und Latten,
- 50—60 Wellen Stroh und 4 Klafter Heu,
- 3 aufgerüstete Betten samt Umhänge,
- 3 Dutzend grosse und kleine Tischtücher,
- 2 Dutzend Leintücher,
- 2 Dutzend grosse und kleine Ziechen (Bettanzüge),
- 2 Dutzend Handzwecheln (Handtücher),
- 6-7 Dutzend Hemden, Strümpfe, Fürtücher;
das Geschirr in der Stube, Küche, an Kannen, Häfen, Teller,
Platten und seqq. wüsse man nicht, wieviel. (Geschätzt
zu 1388 Pfd.)

Der Keller aber ist unversehrt geblieben.»

Dieser Bericht ist auch kulturgeschichtlich interessant, zeigt er doch so recht den Unterschied zwischen damals und heute: Wer besitzt heute noch so viel Silbergeschirr wie der Metzger Ludwig Buser, wer so viel Dutzend Hemden wie er und der Löwenwirt Johann Tschopp? Auch aufgerüstete Betten mit Umhängen sind heute nicht mehr Mode, ebensowenig wie für 9 Pferde Geschirr, dreimal aufzuziehen. Eine Kollekte zu Stadt und Land ergab 2200 Pfd. an Liebesgaben; der Gesamtschaden war aber auf 8800 Pfd. geschätzt worden.

Da der Vogt auch Untersuchungsrichter war — er vertrat die Rolle des heutigen Statthalters und des Bezirksschreibers —, so hatte er die Aufgabe,

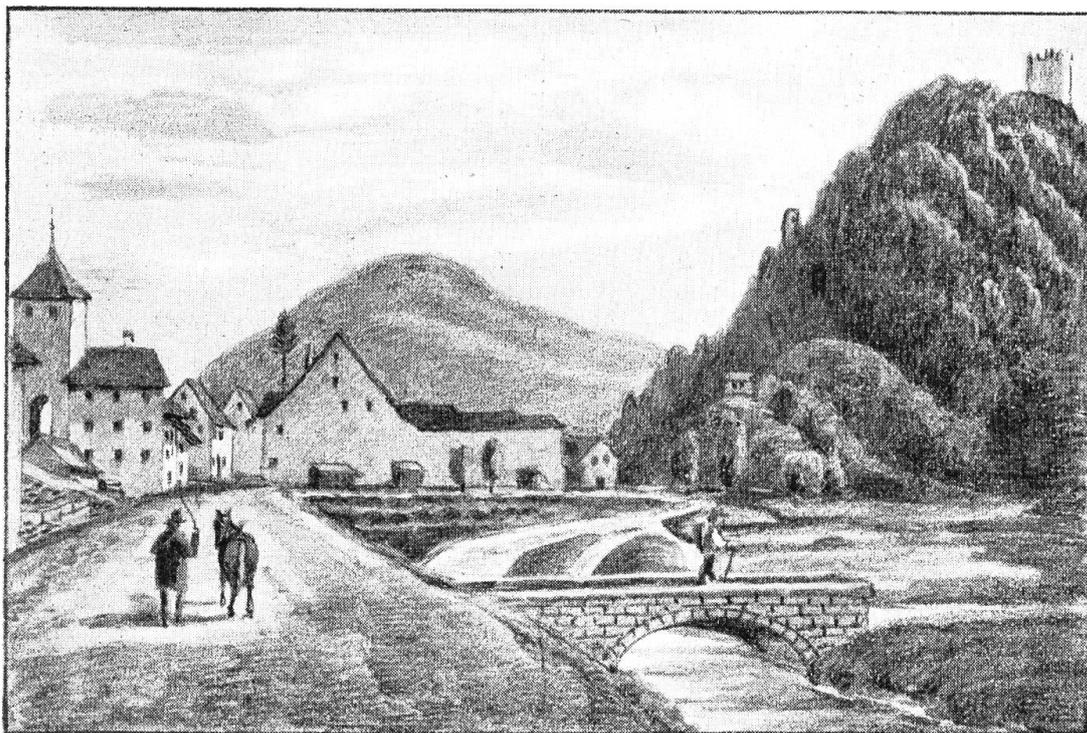
die Ursache des Brandes

zu erforschen. Er verhörte einen Uli Grollimund von Lupsingen, der bei Ludwig Buser Metzgerlehrling war. Dieser sagte aus: «er sei mit seines Meisters Pferden von Basel gekommen, habe im Löwen um ½ 10 Uhr zu Nacht gegessen, sey müd gewesen und habe sich ins Stroh gelegt und die hölzerne (!) Laterne mit brennendem Licht auf den Futtertrog gestellt, sey eingeschlafen und erst durch den starken Rauch wieder erwacht, habe den Meister zum Feuer gerufen und sey mit den zwei Rossen in des Löwenwirts Scheune vor dem obern Thor geflüchtet.»

«Auf dieses Geständnis habe (ich) den jungen Mensch zu gefänglichen Händen genommen,» schreibt der Vogt und fügt bei, es sei zu bemerken, «dass nach Sag aller, die um Mitternacht im Städtlein wachend gewesen, der Wächter die Stund richtig oben und unten bei den

beiden Thoren gerufen und erst ca. eine halbe Stunde nachher das Feuer ausgebrochen sey.»

Wie wir sahen, ereignete sich der Brand kurz vor Napoleons Durchreise und kurz vor dem Umsturz in Basel und in der Eidgenossenschaft. Er war aber auch ein kleines Vorspiel des gewaltigen Schlossbrandes vom 17. Januar 1798, der nach dem Bericht des Schlossschreibers Munzinger «ein so fürchterlich schönes Spektakel gab», dass



«Waldenburg, vom Hauenstein kommend».

Nach einem Anonymus, um 1833. Original im Bad Bubendorf.

Kopie von W. Balmer, Liestal.

Die neue Strasse durchbricht die Stadtmauer und lässt das Tor links liegen. Dieses ist noch nicht durch Vorbauten «ganz entstellt». Die Steinbrücke rechts führt in das Areal, wo heute die Fabriken stehen, und ins Münsterli, das den jungen Spitteler mit höchster Seligkeit erfüllte. Die Brücke fiel dem Hochwasser 1926 und der Bachkorrektur zum Opfer.

seine Feder keine Worte fand, es zu beschreiben, und dass man auf der Strasse bei der Ziegelhütte reine Druckschrift ohne Anstrengung der Augen lesen konnte.³⁹⁾ Vorher hatte Müller, der sich bis zuletzt für die Brandgeschädigten von 1797 bei der Obrigkeit verwendete, das Schloss fluchtartig verlassen müssen.

Bald begann

die neue Zeit, die Helvetik,

die mit allem Alten gründlich aufräumte. Das Waldenburger Schlossgut nebst 50 Jucharten und die Wasserfalle mit 20 Jucharten wurden als Nationalgüter erklärt und sollten versteigert werden.⁴⁰⁾ Aber auch eine der beiden Ziegelhütten figurierte unter dem grossartig klingenden Namen

Nationale Ziegelhütte

und wurde einem Ziegler Keller auf 6 Jahre in Akkord gegeben. Nach 2 Jahren ging sie aber schon an einen Sebastian Heggendorf, Hafner, über. ⁴¹⁾ Doch scheint der Betrieb nicht rentiert zu haben, da 1806 Martin Gluck von Brombach, «gewesener Beständer der Ziegelhütte», in Konkurs geriet. ⁴²⁾ Er soll allerdings, «wie es sich nach der verfertigten Ware schliessen liess, sein Handwerk nicht recht verstanden haben.» Bei der erwähnten Ziegelei wird es sich um die untere handeln, die sich in der Nähe der Schlossschreiberei, der heutigen Bezirksschule, befand. Ihr Standort wird in einem Schriftstück bezeichnet: «Gegen der Behausung des Schlossschreibers hinüber, unten an dasiger Ziegelhütte, zwischen der Landstrass und dem Bach befindet sich ein abholdiges Stücklein Land.» ⁴³⁾ Danach befand sich die Ziegelhütte in der Gegend der heutigen Post. Es gibt heute noch Ziegel, die aus der genannten Hütte stammen. Der Schlossschreiber wohnte schon vor 1798 im Städtchen, wie der Bericht vom Schlossbrand zeigt, sowie ein Gutachten aus dem Jahre 1765, wonach in dem Schloss «kein Losament für einen verheuratethen Schreiber» eingerichtet werden konnte. ⁴⁴⁾

Die Umwälzung von 1798 brachte zwar die versprochene Freiheit und Gleichheit, beraubte aber auch etwa den einen oder andern «Bürger» seines herkömmlichen, willkommenen Verdienstes, den er in der guten alten Zeit gehabt hatte. Darunter befand sich auch

der Obertorbeschiesser von Waldenburg.

1802 schrieb nämlich die «Munizipalität der Gemeinde Waldenburg», wie damals der Gemeinderat hiess, an die Bürger Präsident und Bürger Administratoren in Basel, «dass der Bürger Heinrich Buser und seine Vorfahren als Ober Torbeschiesser alle Jahre von den Herren Landvögten beim Einzug des Bodenzinses einen Sack Korn erhalten hatten, aber seit der Revolution nicht mehr. Also hätte er sich den 2. Februar letzthin bei dem Bürger Distrikts Einnehmer bittend gemeldet, dass er ihm auch zu seiner Kompetenz verhelfen wolle. Darauf hätte dieser gesagt, er könne und dürfe ohne Vorwissen der Verwaltungskammer nichts geben.» Die Munizipalität bestätigte die Richtigkeit dieser Aussage und verwies auf die Vogtrechnungen. ⁴⁵⁾ Darauf suchte man in Basel dort nach und fand wirklich, dass seit 1582 an den Beschiesser des obern Tores dieser Sack Korn verabfolgt worden war. Das untere Tor aber war jeweilen durch den Wächter geöffnet und geschlossen worden. Ueber den Ursprung dieser Kompetenz, was zu ihrer Einführung geführt hatte, war nichts zu finden. Diese Schriftstücke zeigen uns, wenn auch erst spät, die Existenz eines eigenen Angestellten, der das obere Tor zu besorgen hatte. Ausser dem erwähnten Sack Korn stand ihm aber auch die Nutzung eines kleinen Gartens vor dem obern Tor an der Stadtmauer zu. Denn 1812 wollte die Gemeinde einige Stücke Land in der Nähe beider Tore verkaufen, um Schulden zu bezahlen. ⁴⁶⁾

Darunter befand sich auch «ein Stücklein zwischen Stadtmauer und Wassergraben vor dem obern Tor, welches dormalen mit 7 kleinen Baugruben (Düngerhaufen) besetzt ist, ferner ein Stück von dem Garten ob dem Städtlein im Graben, liegt an der Stadtmauer und stösst an den Weg, der ins Wahlreisli führt. Diesen Graben hat die Gemeinde dem Torwart zu nutzen gegeben.» In einem Begleitschreiben heisst es: «Dieser Garten ist dem Staat anheimgefallen, als die Brücke vor dem obern Thor gebaut wurde. Der Stadtgraben

ward ausgefüllt, und da man durch den Wassergraben nicht mehr ins Wahlreissli fahren konnte, so ging nachher der Weg über diesen dem Staat anheimgefallenen Allmendplatz.»

Diese Schriftstücke sind nicht ohne weiteres klar; aber wir nehmen doch daraus, dass vor der Stadtmauer beim obern Tor auch ein Graben war, der mit Wasser gefüllt werden konnte, und dass zwischen diesem Graben und der Mauer ein Landstreifen lag, den um 1812 sieben Düngergruben oder Misthaufen zierten. Der Wassergraben war einmal mit Erde ausgefüllt worden, hiess aber weiterhin der «Graben» und enthielt den Garten, den der Torwart nutzen durfte. Auch der Weg ins Wahlreissli führte über ihn, während man früher durch den Wassergraben dorthin gefahren war.

Ein alter Brauch verschwindet.

Im Jahre 1826 richtete der Präsident des Basler Landkollegiums an den «Wohlweisen Herrn Bürgermeister» folgendes aufschlussreiches Schreiben: «Unter dem 30. August abhin bewilligten Hochdieselben (Herren), dass nach unserm Gutachten vom 28. August das Städtlein Waldenburg besetzt und die übrigen Anordnungen zur Reinlichkeit der Strasse getroffen werden und geruhten, der Gemeinde Waldenburg 400 Franken an die Kosten zu vergüten. Die Leitung der Arbeit wurde Strasseninspektor Merian übertragen.

Bey diesem Anlass sehen wir uns im Fall, Eurer Weisheit . . . zu bemerken, dass von alterher zu Waldenburg noch gebräuchlich ist, die Thore während des Gottesdienstes zu St. Peter geschlossen zu halten, welches für Reisende und Fuhrwerk sehr lästig ist, und worüber sich nicht nur diese, sondern selbst die Einwohner schon öfters beschwert haben. Auch zu Liestal war es früher üblich, die Thore während des Gottesdienstes geschlossen zu halten, welches aber wegen der inconvenienz schon längst abgeschafft wurde. Da in Waldenburg selbst keine Kirche ist, so glauben wir umsomehr, dass zur Erleichterung der Durchreisenden auf dieser Hauptstrasse die Thore während der Zeit des Gottesdienstes geöffnet bleiben sollten.»⁴⁷⁾

Dieses Schriftstück ist, wie gesagt wurde, in verschiedener Hinsicht aufschlussreich. Einmal vernehmen wir sozusagen «vor Torchluss», dass es bis 1826 üblich war, bei Gottesdiensten in St. Peter die Tore zu schliessen, also wohl auch bei denjenigen, die während der Woche stattfanden. Man stelle sich einmal diese verkehrshindernde Massregel vor. Unten und oben werden sich Fuhrwerke gestaut haben, und wer im Städtchen war, konnte nicht mehr hinaus. Es ist also nicht zu verwundern, dass Reisende und Einheimische sich um Abschaffung dieses alten Brauches, der in die neue Zeit nicht mehr passte, bemühten. Wenn aber der Präsident des Landkollegiums findet, es sei in Waldenburg nicht mehr nötig, die Tore während des Gottesdienstes zu schliessen, da keine Kirche im Ort war wie etwa in Liestal, das doch den alten Zopf schon lange abgeschnitten hatte, so täuscht er sich über den wahren Grund. Dieser lag nicht darin, dass man eine Störung des Gottesdienstes durch den Lärm des Verkehrs verhüten wollte, sondern in etwas ganz anderem. Nach der bis damals geltenden Ordnung war der Kirchenbesuch sozusagen obligatorisch und entblösste Waldenburg vor allem auch von der wehrfähigen Bevölkerung. Um den Ort in dieser Zeit vor allen Ueberraschungen zu schützen, wurden eben die Tore geschlossen, bis die Bewohner von dem immer-

hin ziemlich weit entfernten St. Peter heimkehrten. Dieser Brauch, der in früheren Jahrhunderten seine volle Berechtigung gehabt hatte und eine Massnahme zur Sicherung der Sperrfeste gewesen war, hatte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts aber gründlich überlebt und wird wohl 1826 verschwunden sein.

Wir vernehmen daraus aber auch, dass in diesem Jahr das Städtlein neu gepflästert wurde und Waldenburg an die Kosten 400 Franken erhielt. Wenn aber das Gutachten darüber am 28. August vom Landkollegium abgegeben und vom Rat bereits am 30. August in dieser Sache und im Sinne des Gutachtens Beschluss gefasst wurde, so müssen wir sagen, dass diese Schnelligkeit heute noch vielen Behörden als Vorbild dienen könnte.

Schon im Jahre 1746 hatte sich übrigens Vogt Wagner für die Waldenburger Gemeinde bei den Gnädigen Herren in Basel verwendet, es möchten ihr die Kosten einer Strassenpflasterung in der Höhe von 312 Pfd. zurückerstattet werden, da die alltäglich durchreisenden Fuhr- und Güterwagen das Pflaster auf eine Länge von 95 Klafter benützten. Dazu kämen noch 11 Klafter bei den Toren, die auch von der Gemeinde hätten bezahlt werden müssen, obwohl doch diese sie eigentlich nichts angingen. Die Gemeinde sei sowieso mit Fronungen belastet, die sie meist in Geld zu leisten habe, und doch besitze sie keine Zelgen und kein Ackerland und die Bürger ernährten sich nur durch ihr erlerntes Handwerk. Also bitte sie in aller Untertänigkeit, die Gn. Herren möchten sie mit gnädigen Augen ansehen und die Kosten vergüten.⁴⁸⁾ Wir sehen also auch hier wieder, dass die Waldenburger unter den Vögten und gnädigen Herren gar nicht so übel fuhren, wie man sich gewöhnlich vorstellt.

Von einer Kapelle, einem Kornhaus und allerhand Gefängnisfragen.

Beim untern Tor erhob sich seit 1673 ein neues Kornhaus, das wie die weiter oben stehende Jörgenkapelle (auch Georgenkapelle, heute Spenglerei Tschudin) dem Basler Spital gehörte. Da durch die Revolution das Schloss zerstört worden war, das die Gefangenen beherbergt hatte, und da ferner die Abgabe von Zehnten dahinfiel, so wurde das Erdgeschoss des Gebäudes, die heutige Kirche, in der Folgezeit als Gefängnis benützt.⁴⁹⁾ Man fürchtete aber, es möchte dadurch etwa Feuer ausbrechen, wollte es daher wieder seinem alten Zwecke zurückgeben und von Gefangenen räumen. An seiner Stelle wurde die Jörgenkapelle auf ihre Eignung als Gefängnis untersucht. Es ergab sich aber, dass sie sich nicht dazu eigne, sie müsste denn abgerissen werden.⁵⁰⁾ Die Gemeine Haushaltung in Basel erhielt Auftrag, sich nach einem andern Lokal umzusehen.

Dabei «wurde das obere Thor als der einzige Platz, wo ohne ganz grosse Kösten einige Gefangenschaften einzurichten wären, beaugenscheinigt, und es fand sich, dass einige kleine Behälter allda einzurichten wären, aber kaum mehr als 5 Schuh breit und 7 oder 8 Schuh lang, vielleicht etwas luftiger, aber nicht weniger kalt als im Kornhaus. Die Kösten, nach darüber gemachten Ueberschlägen betrugen 400 Franken ohne das dazu nötige Holz, weil eine Stege von aussen neu angebracht werden musste.» Es erhob sich also die Frage:

Soll das obere Tor Gefängnis werden?

«Wir fanden, fährt das Gutachten fort, dass der Zweck, bequeme Gefangenschaften zu haben, doch nicht erreicht würde; deswegen er-

liessen wir das Ansuchen an löblichen Spital, die bestehenden Prisonen allenfalls auch gegen einen Zins ferner an diesem Ort — im Kornhaus — zu gestatten.» Würde aber das Spital nicht darauf eingehen, hiess es weiter, so sähe man sich in die Notwendigkeit versetzt, wie in Sissach, ein neues Haus zu bauen, das aber, wie jenes, auf 800 Fr. zu stehen käme. (1812).

Unterdessen war die Jörgenkapelle am 2. Juli 1807 an Hieronymus Baumann, Schmied in Waldenburg, versteigert worden.⁵¹⁾ 1819 wurde dann unterhalb des Städtchens der später sog. alte Landjägerposten erbaut. Es ist dies das heute Herrn Monetti-Minder gehörende Haus gegenüber der Bezirksschule, in dem übrigens der bekannte Kunstmaler Karl Jauslin «vier Jahre der schönsten Jugendblüte» verlebte.⁵²⁾

Das Kornhaus soll Kirche oder Schulhaus werden.

1827 erhielt der Gemeinderat den Auftrag, bei «dem löblichen Spitalpflegeamt» anzufragen, wie das Kornhaus zu kaufen wäre. Die Gemeinde beabsichtige nämlich, es zur Kirche oder zum Schulhaus umzubauen.⁵³⁾ Als 2400 Fr. verlangt wurden, beschloss die Gemeinde, deren 1600 zu bieten, und das Pflegeamt erklärte sich bereit, «für den frommen Zweck» 400 Fr. abzulassen. Man einigte sich schliesslich auf einen Preis, und einer Kommission wurde Auftrag gegeben, das Haus auf seine Eignung für Kirche oder Schule zu untersuchen. Diese kam zum Schluss: «Das Haus eignet sich nur für eine Kirche.»

Soll Waldenburg eine eigene Kirche haben?

Die Frage einer eigenen Kirche für das Städtchen war schon verschiedene Male erwogen worden. Die Waldenburger hatten zwar die Georgen- oder Jörgenkapelle in ihren Mauern gehabt, an der ein Frühmesser amtete; aber eigentliche Kirche war immer der St. Peter, zuerst in Onoldswil und später, nach dem Bergsturz von 1295, zwischen Oberdorf und Niederdorf gelegen. Die Georgenkapelle hätte nur bei Belagerungen als richtige Kirche gedient, und die Waldenburger schlossen ja immer, wenn sie nach Oberdorf zum Gottesdienst gingen, gewissenhaft ihr Städtchen ab. Mit der Reformation hörte aber die Kapelle überhaupt auf, die Rolle eines Gotteshauses zu spielen, und wer in Waldenburg wohnte, musste immer den Weg nach St. Peter unter die Füsse nehmen, wenn er zum evangelischen Gottesdienst gehen wollte. Dass dieser Gang vielen beschwerlich war, ist begreiflich. Daher ist das Gesuch des Pfarrers in Waldenburg verständlich, das er 1785 nach Basel richtete, «es möchte ihm gestattet werden, von Zeit zu Zeit für die alten und schwächlichen Waldenburger eine Betstunde in dem neu aufgebauten Schulhaus zu Waldenburg zu halten, . . . er müsse zur Schande seiner Gemeinde gestehen, dass der Gottesdienst in der Woche so liederlich besucht werde, dass er in einem Jahr mehr als die Hälfte, ohne Zuhörer zu haben, sich wieder nach Hause begeben müsse.» Der Versuch wurde gemacht, und 1787 wird darüber berichtet, dass die gedachten gottesdienstlichen Versammlungen so fleissig besucht würden, dass die Schulstube grösstenteils angefüllt sei.⁵⁴⁾ 1812 erliess Pfarrer Merian einen Aufruf an die Einwohnerschaft Waldenburgs, in dem er auf den Wert des öffentlichen Gottesdienstes in Waldenburg hinwies, ohne dass er Erfolg hatte. In Basel hiess es, «die Waldenburger seien einige Jahrhundert hindurch ohne eigene Kirche Christen gewesen.» Von den um ihre Meinung gefragten Oberdörfern

erklärten 43 von 49 ihr Einverständnis mit dem Bau einer Kirche in Waldenburg, von 30 Niederdörfern waren 20 ebenfalls einverstanden und nur 10 dagegen und zwar «weil man nach Waldenburg an 2 Wirtshäusern vorbeigehen müsse!» Alle waren aber darin einig, dass Waldenburg die Kosten allein tragen solle. Dieses war bereit, 2000 Fr. in bar und 1000 Fr. in Frohn zu leisten. In Waldenburg war unterdessen ein neuer Pfarrer, Emanuel Meyer, eingezogen, der ursprünglich auch für eine eigene Kirche eintrat, später aber Bedenken äusserte und schliesslich den Deputaten in Basel riet, das Begehren abzuweisen, weil er von einer Wechselkirche keine Vorteile erwarten konnte. Seither hatte er in Waldenburg keine angenehme Stellung mehr.

Die Trennung von Baselstadt verschafft den Waldenburgern eine Kirche.

So lagen die Verhältnisse, als die Gemeinde das Kornhaus für eine Kirche definitiv in Aussicht nahm. Doch bald brachen Streitigkeiten mit Basel aus, die zur Trennung führten. Während Oberdorf und Niederdorf treu zur Stadt hielten, stand Waldenburg auf der andern Seite. Pfarrer Meyer blieb stadttreu und wurde am 30. September 1832 von der Gemeinde aufgefordert, innert dreimal 24 Stunden das Städtlein zu verlassen. Er zog dann in das Haus neben der «Krone» in Niederdorf und teilte von dort aus den Waldenburgern mit, er werde keinen Toten aus dem Städtchen auf dem Friedhof zu St. Peter beerdigen.

Die Waldenburger antworteten mit dem Gesuch an die neue provisorische Regierung (30. Dez. 1832), es möchte ihnen gestattet werden, das Kornhaus in eine Kirche umzuwandeln. Am 6. Januar des folgenden Jahres wählten sie einen eigenen Pfarrer, mit Namen Gabathuler. Vom Regierungsrat traf am 10. März die Erlaubnis zum Kirchenbau ein. Er wollte sich die «getreuen Waldenburger gern geneigt» erhalten. Sofort nach dem Eintreffen dieser Erlaubnis bestellte die Gemeinde eine elfgliedrige Kommission zur Vorbereitung und Durchführung des Kirchenbaus. Auf ihrer Seite stand damals noch Liederts-wil, während die beiden andern überhaupt nicht um ihre Meinung gefragt wurden. Als am 3. August die Entscheidung fiel, hatte Pfarrer Meyer seine Rolle ausgespielt; denn bereits am 4. August wurden Lampenberg, Ober- und Niederdorf militärisch besetzt und mussten ihren Anschluss an Baselland erklären. Der mit der militärischen Expedition betraute Regierungsrat Meier berichtete u. a. nach Liestal: «Ich habe auch Pfr. Meier in Niederdorf festnehmen lassen und demselben sein Archiv, das er von Wallenburg weggestohlen, genommen, inventarisiert und nach Wallenburg, wo dieser Quidam sitzt, bringen lassen.»⁵⁵⁾

Unterdessen bauten die Waldenburger das Kornhaus in eine Kirche um. Die Zeiten waren aber immer noch nicht ruhig. Nachdem im Frühjahr 1834 Pfarrer Gabathuler gestorben war, kam Vikar Jäck aus Württemberg nach Waldenburg. Trotzdem er keine Zeugnisse besass und die Weisung erhalten hatte, keine Kanzel in der Landschaft zu bestiegen, wurde er gewählt. Um seinetwillen entstand der sogenannte Waldenburger Aufrühr, da der Regierungsrat ihm jede weitere Tätigkeit untersagte, ein Grossteil der Bevölkerung aber auf seiner Seite stand. Kurz nach der Verlesung der «Suspension» am 21. August 1834 fand eine Beerdigung statt, zu der Pfarrer Wick aus Reigoldswil erschien, um die Leichenrede zu halten. «Da füllte sich plötzlich mein Haus mit Menschen jeden Geschlechts und Alters, mein Zim-

mer mit etwa 30 Bürgern . . . Ich wurde von der Menge mit Gewalt an den Armen nach der Kirche gerissen. Hier erklärte ich, dass ich mit Gewalt gezwungen hier sei, dass ich unter keinen Umständen weder das kirchliche Kleid anziehen, noch die Kanzel besteigen werde,» . . . erzählt Jäck in seiner 1835 in Liestal erschienenen Verteidigungsschrift. Daraus dürfen wir entnehmen, dass bereits im August 1834 der Kirchenbau so weit fortgeschritten war, dass Gottesdienst gehalten werden konnte. Der Streit um Jäck ging weiter, und schliesslich musste Militär eingreifen. Ihren eigenen Pfarrer aber bekamen die Waldenburger nicht, wie sie gehofft hatten. Von Liestal aus wurde keine Trennung der Gemeinden bewilligt, sondern die Wechselkirche beschlossen. Ein Regierungsrat fand, 1800 Seelen seien nicht zu viel, und bei der bevorstehenden Einrichtung der Bezirksschule sollte darauf Bedacht genommen werden, dass ein Theologe gewählt werde, welcher jeden Sonntag in der einen oder andern Kirche predigen könne!

Wann die Kirche eröffnet wurde, steht nicht genau fest. In den unruhigen Zeiten, die bald nach der Trennung kamen, sah man wohl von einem Fest ab. Am 13. Mai 1836 fand darin die feierliche Eröffnung der Bezirksschule statt, und am 5. Februar 1837 wünschten die Zimmerleute Jakob Baumann und sein Sohn, «da der neue Kirchbau vollendet sei, ein Trinkgeld», und die Gemeinde beschloss: «Es soll ihnen ein Stück Holz von 16 Zoll Dicke verabfolgt werden. Im gleichen Jahre wurde die Rechnung genehmigt, und am 5. März «eine Beschwerdeschrift wegen Bezahlung des Kirchenbaus an den h. Landrath» beschlossen; denn Waldenburg hatte nun wohl seine eigene Kirche, musste sie aber auch selber bezahlen. Die Kosten hatten sich auf 8905 Fr. 61 belaufen. So hatte ihnen die Freude daran eigentlich vergehen können; allein sie liessen sich nicht entmutigen. Sie mussten wenigstens nicht mehr nach dem St. Peter gehen. Zur Unterstützung des Gesanges und zur Hebung der Andacht war auch eine Orgel angeschafft worden. Die Ersparniskasse hatte daran 600 Fr. geleistet, die gesamte Einrichtung kam auf 3000 Fr. zu stehen. Etwas komisch berührt uns heute der Gemeindebeschluss vom 17. Juli 1836, dass ein Organist zu wählen wäre, dem 2 Lehrbuben beigegeben werden sollten! Doch 14 Tage später wurde Lehrer Buss von Wittinsburg als Organist gewählt, der alle 14 Tage in Waldenburg zu spielen hatte, und der «sich per Gang für 2 Fr. offerierte!»⁵⁶⁾

Zu der eigenen Kirche der eigene Kirchhof.

Zu einer Kirche gehörte aber auch ein Kirchhof. Dieser konnte allerdings nicht in unmittelbarer Nähe, doch nicht allzu weit entfernt gefunden werden. Bereits 1832 wurde er bewilligt. Der Staat schenkte ein Grundstück, das zur Bezirksschreiberei, der spätern Bezirksschule gehört hatte. Dieses wurde mit einer Mauer umgeben. 1842 wurde der Gottesacker gehörig instandgestellt, und die Mauern erhielten einen Verputz. Doch wurde er schon vorher benützt. «Gleiches Bedürfnis hatten die Waldenburger nach diesem streben lassen wie nach einer Kirche: Es galt auch wieder, mit den Leichen nicht mehr nach St. Peter gehen zu müssen.»⁵⁷⁾ Da Pfarrer Meyer diesen Kirchhof den Waldenburgern sperrte, war ihr Vorgehen verständlich. Bald aber machte sich die Notwendigkeit einer Vergrösserung oder Verlegung geltend. 1874 orientierte der Gemeinderat die Einwohner darüber: «Es sei schwer, einen geeigneten Platz zu finden, man habe sich nach einem solchen auf

der Burgmatt, im Gerstel und anderswo umgesehen, aber nichts gefunden, müsse daher zuwarten, umsomehr, da an vielen Orten von Leichenverbrennung die Rede sei.» Doch schon 1876 wurde der heutige Platz in Aussicht genommen und nach langen Verhandlungen mit der Gemeinde Oberdorf und mit Privaten, die gegen die vorgesehene Anlage Einsprache erhoben hatten, erworben und 1877 eingerichtet. 1884 musste ein Verbot gegen Beschädigung von Pflanzen und Monumenten auf dem «restaurierten alten Gottesacker» erlassen werden, und 1891 wurde dieser, nachdem er etwa ein halbes Jahrhundert als Ruheplatz der Toten gedient hatte, «zu einem schönen Spielplatz der Jugend» hergerichtet. Vorher waren die vordere und hintere Umfassungsmauer entfernt worden. Denn hinter dem Kirchhof war unterdessen das neue Primarschulgebäude entstanden. Waldenburg hatte damit einem einzigartigen Zustand ein Ende gemacht. Aus Gründen der Sparsamkeit hatte man nämlich seinerzeit über der Kirche ein und später zwei Schulräume nebst Lehrerwohnung eingerichtet und somit zwei Fliegen auf einen Schlag gefangen, Kirche und Schule unter einem Dache vereinigt.

Eine Brunnengeschichte.

Seither hatten sich noch andere Veränderungen vollzogen. Schon am 9. November 1835 war die Gemeindeversammlung durch den Gemeinderat vom «Kauf eines Scheuerleins für einen Glockenturm» in Kenntnis gesetzt worden, hatte diesen aber nicht genehmigt, da «der Gemeinderat nichts zu kaufen hat». (!) «Der Kauf möge der Gemeinderat behalten,» steht im Protokoll. Am 20. Dezember desselben Jahres brachte aber die Kirchenkommission vor und fand es «zweckmässig und anständig, einen neuen Brunntrog zu der neuen Kirche oder ohnweit davon zu der Witwe Baumann und H. Schäublins Haus zu bringen.» Sie legte gleichzeitig «einen Plan von H. Bargetzy, Steinhauer in Solothurn, vor, samt Kostenberechnung von Fr. 550 mit einem Waschtrog, schön und tauerhaft verfertigt». Der Antrag fand «bereits einstimmig» Genehmigung, und am 7. August 1836 lieferte Bargetzy den Brunnen. Doch trotz seiner Schönheit wollte ihn niemand vor seinem Hause haben. Da es aber die Gemeinde nicht auf einen richterlichen Entscheid ankommen lassen wollte, gab sie als der klügere Teil nach, und so wurde der Brunnen vorläufig vor der Kirche, «ca. 2 Schuh von der Mauer», aufgestellt. Dort erwies sich das Waschröglein als überflüssig, und die Gemeinde verkaufte es schon 1837. Der Brunnen gab noch oft Anlass zur Diskussion. Er wurde später von der Kirche entfernt und bei der Wacht aufgestellt. 1866 wollte man ihn verkaufen, weil er zur Viehtränke ungeeignet war. Die Gemeinde beschloss aber, ihn stehen zu lassen. Doch sollte ihm 1896 das Todesurteil gesprochen werden. Es wurde damals am 27. September beschlossen: «Der zur Viehtränke ungeeignete Wachtbrunnen soll weg und beim Schlachthaus ein anderer, zweckdienlicher, erstellt werden.» Doch siegte auch hier die bessere Einsicht wieder, indem man 1897 fand: «Da man an der Strasse einen laufenden Brunnen brauchen könne, sei der Wachtbrunnen stehen zu lassen; er soll ein wenig aufgeputzt werden, und das Viehtränken ist untersagt». So steht er denn heute noch, und ist in seiner Art der einzige «städtische Brunnen des Ortes.» wenn er auch nicht ganz an der richtigen Stelle steht. Vor einer Wand oder in einer Nische würde er besser zur Geltung kommen.

Der Kirchturm wird gebaut.

Nach dem missglückten Versuch des Gemeinderates von 1835, für einen Kirchturm ein Scheuerlein zu kaufen, hört man von Plänen in dieser Hinsicht nichts bis zum Jahre 1839, also vor 100 Jahren. Damals erklärte der Gemeinderat: «Es sey schon öfters von den meisten Bürgern der Wunsch geäußert worden, zu unserer neuen Kirchen einen Kirchturm zu erbauen und ein Geläute anzuschaffen. Die Gemeinde beschloss wirklich: «Es soll einen (!) Turm erbaut werden. Zu diesem Behufe sey eine Commission niederzusetzen, die einen Beschluss über den Bau sowohl als auch über die dazu erforderlichen Mittel zu bringen habe. Diese soll aus dem Gemeinderat und aus 11 Gemeindegürgern bestehen». Damals hatten eben die Einsassen noch nichts mitzubestimmen. Bis zum März 1841 hört man dann von dieser Kommission nichts mehr. Erst damals leßte sie zwei Pläne für einen Turm vor. Den einen hatte Baumeister Bögli in Liestal, den andern Baumeister Plattner in Langenbruck verfertigt. Die Gemeinde wurde schlüssig, «es sey der letztere Plan mit der Altane . . . als Bauplan angenommen.» Ein Mitglied der Kommission, Landrat Jörin, wollte keine Altane und verwahrte sich gegen den Beschluss.

Schon im August des gleichen Jahres hiess es, der Turm sei bald aufgebaut, und daher sollte man «an die Glocken denken». Es sei der Wunsch der meisten Bürger, ein anständiges Geläute zu haben, und der Turm, der mit möglichstem Fleiss gebaut werde, erfordere es. Die Kommission hielt ein Geläute von 50 Zentner Gewicht als dem Wunsche entsprechend und mit dem Bau übereinstimmend. Darauf beschloss die Gemeinde einstimmig, der Turmbaukommission zu überlassen, bei Glockengiesser Rüetschi in Aarau, «so gut als möglich» ein Geläute in Auftrag zu geben. An die Kosten beschloss der Landrat einen Beitrag von 3000 Fr. Diese beliefen sich auf 6500 Fr., und der ganze Bau kam auf etwa 17.000 Fr. zu stehen. Damit hatte Waldenburg innert 10 Jahren Kirche, Schulhaus, Gottesacker und Kirchturm fast ganz aus eigenen Mitteln erstellt.

Nicht uninteressant sind einige Urteile aus jener und aus späterer Zeit über Kirche und Turm. Pfarrer Marcus Lutz in Läuelfingen nennt die Kirche in ihrem Innern eine der niedrigsten des ganzen Kantons; Pfarrvikar Jäck aber behauptete, sie sei durch den Eigensinn einiger «Grossen» des Städtchens, die den Bau einer Empore hintertrieben hätten, «fast unbrauchbar» ausgefallen, indem in den hohlen Mauern der Schall zehnfach widerhülle.⁵⁸⁾ Mory findet den Turm «hübsch und schlank» und das Geläute «wahrhaft schön». Ein moderner Besucher schreibt: «Von ihr (der Kirche) kann ich nichts Rühmliches melden. Sie gleicht nicht gerade einer Kirche, wie wir sie sonst zu sehen gewohnt sind. Aus zwei Giebelfenstern leuchten rote Geranien. Also ist dort wohl eine Wohnung, und auf der Chorseite sei gar die Sekundarschule untergebracht».⁵⁹⁾ Auch diese Beschreibung stimmt nicht mehr ganz. Wenn uns heutigen Menschen die Kirche im Innern nicht mehr so gefällt wie Marcus Lutz, so haben wir das Gefühl, es werde darin etwas viel Marmor vorgetäuscht. Aber da dachten eben die Leute vor hundert Jahren anders als wir, und wenn das Aeusserere «nicht einer Kirche gleicht, wie wir sie sonst zu sehen gewohnt sind», so erklärt sich dieses aus der Baugeschichte. Die Waldenburger Kirche ist etwas ganz Besonderes, Einziges im Kan-

ton und diente und dient heute noch so vielen Zwecken wie keine andere, und die Leute, die sie bauten, freuten sich daran. Sie brachten jedenfalls ein gewaltiges finanzielles Opfer, das heute bei grösserer Einwohnerzahl und grösserem Wohlstand nicht mehr so selbstverständlich wäre, kostete doch alles die Gemeinde die runde Summe von 60,000 Fr. alter Währung. Uebrigens begann die Gemeinde in allerneuester Zeit, durch Einsetzen farbiger Fenster und verschiedene Umbauten dem Gebäude im Innern ein gefälligeres Aussehen zu geben.

Das untere Tor verschwindet.

Während sich auf diese Art am nördlichen Ausgang des alten Städtchens der hohe Kirchturm stolz über alles erhob, sank ein anderes, ein ehrwürdiges altes Bauwerk neben ihm dahin: das untere Tor. Es hatte bis jetzt Schlaguhr und Gemeindeglocke enthalten, auch der Weg in den ersten Stock der Kirche, in die Schule, führte dadurch. Dies alles war mit dem soeben erbauten Kirchturm neu und besser erstanden. Aber das Tor selbst erschien der damaligen Zeit überflüssig und höchst unbequem, hatte es doch seinem eigentlichen Zweck nicht mehr zu dienen und war höchstens überall im Wege. Einmal hatte man, wie Mory erzählt, in seine Wände Oeffnungen machen müssen, um einen Brunntrog hindurchzubringen, der für Basel bestimmt war.⁶⁰⁾ Sein Abbruch war also «eine Konzession an den damals bedeutenden Verkehr auf der Strasse», und man fand es ganz angebracht, «diesen Hemmschuh» zu entfernen. Die Staatskasse unterstützte den Abbruch sogar mit 1700 Fr. Die Gemeinde überwies den Betrag allerdings der Kirchenbaukommission, wohl als Entschädigung für die seinerzeit versagte Unterstützung des Kirchenbaues durch den Staat.

Mit dem Verschwinden des Tores war auch eine Strassenkorrektur an dieser Stelle verbunden, die Geometer Jö r i n übernahm. Er wollte mit dem Schutt, den er beim Abgraben gewann, den Stadtgraben ausfüllen. Der Gemeinderat hatte gegen dieses «nützliche Unternehmen» nichts einzuwenden, wohl aber einige Häuserbesitzer, die dort Land besaßen. Die Gemeinde ging aber auf ihren Protest nicht ein, da sie der Meinung war, der Graben sei Gemeindeland. Bald nach dem Tor verschwand also auch der Graben, der einst ein Fischweiher gewesen war. Eine Zeit lang waren «im Graben vor dem Städtlein» auch Rindviehmärkte abgehalten worden. (Etwa von 1627 an.) Nun wurde er aufgefüllt; aber noch 1854 lesen wir in einem Bericht: «Die Einsicht in den nächsten Stadtgraben könnte eine Trauerweide hemmen». ⁶¹⁾ Es muss also damals doch noch eine Art Graben bestanden und offenbar nicht jedermann gefallen haben. Später wurde er noch zu Zirkusvorstellungen benützt. ⁶²⁾ Heute ist vom Graben nur noch der Name geblieben, sein Niveau wurde allmählich auf das heutige erhöht, so dass die Eingänge zu den Kellern der nördlich gelegenen Häuser in Stufen hinuntergeführt werden mussten.

1910 stiess man bei Grabarbeiten gegenüber dem Stab auf Fundamente des ehemaligen Tores mit angebaute Stadtmauer. Auch ein Stück des ehemaligen Stadtgrabens war deutlich erkennbar. ⁶³⁾ Im Jahre 1837 hatte Peter Tschudin, der Wirt, ein Gesuch gestellt, bei der Kirche ein Haus bauen zu dürfen. Es wurde ihm bewilligt, und seit 1839 steht der Stab neben der Kirche. Vor kurzem wurden Gebäude, die zwischen den beiden gestanden hatten und keine Zierde

waren, abgerissen und das Gasthaus selbst umgebaut. Durch eine Verbindungsmauer mit Torbogen wurde ein Platz geschaffen, durch den Kirche und Gasthaus gewannen.

Die Wacht.

Der Abbruch des Tores zog auch die Ersetzung der alten Wacht- hauses durch ein neues nach sich. Der Plan dafür wurde am 26. Juni 1842 einstimmig gutgeheissen. Im ersten Stock wurde ein Gemeindelokal untergebracht, das für die damalige Zeit genügen mochte, da nur die Bürger zur Gemeindeversammlung geboten wurden. Nach Mory bestimmte das Reglement von 1826, dass am ersten jedes Monats eine Gemeindeversammlung stattfinden solle. Fehlende zahlen 3 Batzen Busse. Die Bürger nehmen ihre Sitze nach eigener Wahl ein, dürfen sie aber bis zum Schluss nicht verlassen. Die Mitglieder des Gerichts, sowie des Gescheids und der Gemeindefachner, resp. -kassier sitzen neben dem Gemeinderat. Dieser hat die Gegenstände reiflich zu beraten und dann deutlich und begrifflich auseinander zu setzen. Dann sollen zuerst die Civil- und Gescheidsrichter ihre Meinung sagen, dann die Bürger, Mann für Mann, dann die Gemeinderäte. Wer dem andern ins Wort fällt, zahlt 3 Batzen. Sobald ein Beschluss die Mehrheit erlangt hat, wird er zu Papier gebracht und vorgelesen. Er gilt alsdann, bis infolge höherer Weisung oder durch die Gemeinde selbst ein anderer gefasst wird. Modern mutet die Bestimmung an, dass das Reglement jedem neu an der Versammlung teilnehmenden Bürger vorzulesen ist, worauf der Bürger dem Präsidenten in die Hand versprechen soll, es geflissentlich zu halten. Weniger einverstanden wäre der Gemeindefachner mit dem Artikel, der ihm jährlich 1 Klafter Holz nebst 24 Batzen zuerkannte.⁶⁴⁾

1888 wurde die Entfernung der hölzernen Pfosten vor dem Wacht- lokal notwendig. Der Gemeinderat wollte sie durch gusseiserne ersetzen. Nationalrat Gedeon Thommen fürchtete aber, der Bau möchte darunter leiden. Der Posten blieb zwar im Budget stehen, doch scheint die bessere Einsicht auch hier gesiegt zu haben, da heute wieder höl- zerne Säulen den vorspringenden Oberbau tragen. Dieser enthält aller- dings das Gemeindelokal nicht mehr, sondern gehört zur Wohnung des Ortspolizisten oder Wächters, wie ihn die Bevölkerung heute noch nennt, und wie er früher offiziell hiess. Ueber die Pflichten eines sol- chen gibt das Reglement für den Wächter, Polizeidiener und Abwart der Gemeinde vom 16. August 1857 Aufschluss.⁶⁵⁾

Damals hatte er noch die Stunden zu rufen und zwar vom April bis in den Oktober von 11 Uhr abends bis und mit 3 Uhr morgens, in den übrigen Monaten von 10 Uhr abends bis 4 Uhr morgens. Dies geschah an folgenden Stellen:

1. vor dem Wachthaus, d. h. am scharfen Eck,
2. beim Schlüssel und Rathausgässlein,
3. beim Löwen und Gabergässlein,
4. hinter Steblers Haus (ausserhalb des Kasinos),
5. vor dem obern Tor auf der Brücke,
6. auf dem Adelberg,
7. hinter dem Schlüssel,
8. vor dem Stab.

Später kamen die Uhrenfabrik und die Statthalterei dazu.

Zurück zum obern Tor.

Während beim untern Tor sich die beschriebenen grossen Umwälzungen vollzogen, blieb es um das obere merkwürdig still. Man hatte, wie in der Einleitung gesagt wurde, bei der grossen Strassenkorrektur in den Dreissigerjahren die Stadtmauer östlich des Tores durchbrochen, d. h. niedergerissen, und die neue Strasse eben hinausgeführt. In diesem Zusammenhang wurde der auch schon erwähnte Platz nördlich des Tores geschaffen, der heute mit der Hauptstrasse einerseits durch das Torsteglein verbunden, anderseits durch eine Stützmauer samt Geländer, im Volksmund die «Lehne» genannt, getrennt ist. In den Dreissigerwirren wird der alte Baselstab ausgemeisselt worden sein, der sich im Schlußstein des Torbogens auf der Südseite befand und heute wieder neu erstellt wurde. Da das Tor seinem eigentlichen Zweck nicht mehr dienen konnte, sah man sich nach einem neuen um. Schon unter Basel und vor der Strassenkorrektur war, wie bereits erzählt wurde, die Rede davon, es zu einem Gefängnis umzubauen.

Am 17. März 1846 beantragte der Gemeinderat, «aus dem obern Tor Wohnungen oder Logements für Arme zu machen». Zunächst wurde eine Kommission gewählt, welche mit dem Gemeinderat untersuchen sollte, ob und wie das zu machen wäre, oder ob für diesen Zweck ein anderes Haus gekauft werden sollte. Diese Kommission erstattete umgehend Bericht, das Tor sei zu Wohnungen ungeeignet. Daher wurde vom Bauen abgesehen, und dabei blieb es bis auf den heutigen Tag. In allerneuester Zeit (1937) erwarb die Bürgergemeinde das anstossende Haus der Witwe Tschudin und liess es in seinem Aeussern mit dem Tor wiederherstellen. Dabei leitete sie ein ähnlicher Gedanke wie die Leute von 1846: für arme Bürger Wohnungen zu schaffen.

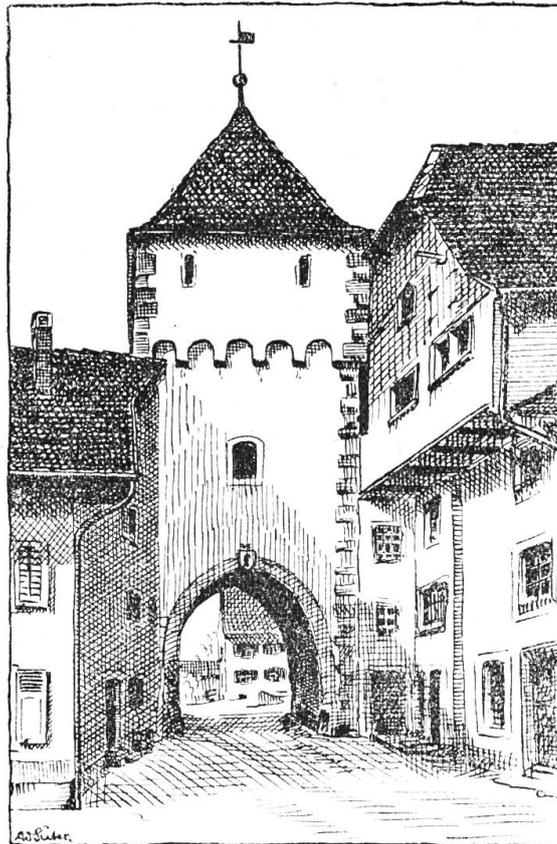
Im Jahre 1928 liess die Gemeinde von Architekt Probst in Zürich einen Plan mit Kostenberechnung über eine Torrenovation ausarbeiten. Es blieb aber beim Projekt. Erst 1938 wurde unter Leitung des Architekten Pellegrini in Basel die Restauration nach modernen Gesichtspunkten durchgeführt.

Anlass zu viel Diskussionen gab der am Tor vorbeifliessende

Wattelbach. ⁶⁶⁾

Er wurde mit Vorliebe als Schuttablageplatz benützt. Daher musste 1839 die Gemeinde eine Busse von 3 Batzen dafür festsetzen. In dem betreffenden Protokollvermerk heisst es «bei der neuen Brücke vor dem obern Thor.» Demnach muss die Brücke vorher neu gebaut worden sein. 1889 findet sich im Budget ein Betrag für eine Reparatur der Wattelbachbrücke in der Höhe von 600 Fr. An der Gemeinde vom 29. Dez. d. J. wurde Auskunft verlangt, ob der Gemeinderat glaube, mit diesem Beitrag eine dauerhafte Brücke schaffen zu können, oder ob es zweckmässiger wäre, sofort eine solide neue zu erstellen. Der Gemeinderat erklärte, die Brücke werde noch für viele Jahre ihren Dienst tun. Auf der obern (der Westseite) sei die Erweiterung durch Eisenschienen und, wo es nötig sei, die Ausbesserung des Mauerwerks durch Zementsteine geplant. Im Herbst desselben Jahres war eine Zementschutzmauer zu beiden Seiten des Baches erstellt worden. Im Jahre 1909 schlug der Gemeinderat wieder eine Korrektur des Gewässers, die Verlegung in Röhren, vor. Schon lange seien die Zustände höchst bedenklich gewesen. Durch Jauche und Tierleichen sei das Bachbett verunreinigt, und da gewöhnlich kein oder nur wenig Was-

ser fliesse, blieben die stinkenden Dinge liegen und bedeuteten für die Anwohner eine Gefährdung der Gesundheit. Die Korrektur wurde mit 41 gegen 23 Stimmen, die für Verschiebung waren, beschlossen. Dabei zeigte es sich, dass auch die hygienischen Verhältnisse im Bachbett der Frenke bedenklich waren. Wer für Verschiebung der Arbeit gestimmt hatte, bekam in der Folgezeit Recht; denn wenn auch der Wattelbach nun gewöhnlich «auf gänzlich dunkeln Wegen» ging, so trat er umso lieber bei Hochwassern ans Tageslicht, und mehr als



Das obere Tor von Norden.

Nach einer Federzeichnung von Ad. Suter.

einmal erscholl der Schreckensruf: Der Wattelbach kommt durchs Tor! bis nach dem letzten vom 12. Juli 1932 wieder eine Korrektur durchgeführt werden musste. Die Zementröhren wurden entfernt, und von der Torbrücke bis zur Frenke fließt das Wasser nun wieder offen dahin. Dadurch konnte der alte Charakter des Stadtgrabens besser betont werden, und die Brücke, die darüber führt, hat wieder einen Sinn.

Eine Veränderung des «Stadtbildes» verursachte der Brand des Löwen im Jahre 1936. Nach Verfügung des Regierungsrates musste der Neubau um 4 Meter zurückversetzt werden, um für eine breitere Strasse Raum zu schaffen. Dadurch verschwand die früher vorspringende Ecke des Gasthauses, die den vom nahen Tor geforderten Strassenabschluss gebildet hatte, und wer heute von Norden kommt, hat eben eine moderne Landstrasse vor sich, die in die Weite weist. Nichts

erinnert mehr daran, dass hier einst das «ergötzliche Städtchen» zu Ende war. Zudem will der Neubau namentlich in seiner Strassenfront mit dem besten Willen nicht in das heimelige Bild des übrigen Ortes passen. Mit dieser kritischen Feststellung wollen wir unsern Rundgang um die Mauern schliessen. Es wäre noch von allerhand zu berichten, doch bietet sich vielleicht ein andermal dazu Gelegenheit.

Quellenangaben.

Die Nummern beziehen sich auf die dem Text beigegebenen.

- 19) Gesch. Basell. I S. 282.
- 20) Staats-Arch. Liestal (im folgenden abgek. St. A. L.) Lade 41, Nr. 6.
- 21) St. A. L. Lade 41. Nr. 74.
- 22) ebenda Beilage.
- 23) ebenda Lade 41. Nr. 94.
- 24) ebenda.
- 25) Gemeindeprotokoll Waldenburg.
- 26) Staats Arch. Basel, Finanzakten N. 14, Folio 93
- 27) Merz. Burgen des Sisgau IV. S. 34.
- 28) St. A. L. Lade 41. Nr. 67.
- 29) Bruckner Merkwürdigkeiten der Landsch. Basel. S. 1465.
- 30) Waldenburger Bezirksblatt vom 12. März 1892.
- 31) St. A. L. Lade 41. Nr. 77.
- 32) ebenda Nr. 46
- 33) „ „ 347.
- 34) „ „ 23.
- 35) „ „ 142.
- 36) „ „ 181 mit Beilagen.
- 37) Basler Jahrbuch 1899. S. 6/7.
- 38) St. A. L. Lade 41. Nr. 181. Beilage.
- 39) St. A. L. Lade 40. Nr. 48.
- 40) Strickler Aktensammlg. aus der Zeit der Helv. Rep. Bd. VI. S. 375.
- 41) St. A. L. Lade 41. Nr. 211.
- 42) ebenda Nr. 197.
- 43) ebenda Nr. 349.
- 44) ebenda Lade 40 Nr. 30.
- 45) ebenda Lade 41 Nr. 220.
- 46) ebenda Nr. 239 mit Beilage.
- 47) „ „ 318.
- 48) „ „ 52 A. 6.
- 49) „ „ 200.
- 50) „ „ 225.
- 51) Urkunde im Privatbesitz von A. Tschudin, Spengler, Waldenburg.
- 52) Karl Jauslin. Ein Lebensbild, von ihm selbst. In Stocker, Vom Jura zum Schwarzwald Bd. 7. S. 43.
- 53) Gemeindeprotokoll 1827. S. 27. 30. 32. Für das Folgende ist Hauptquelle: Gauss. Wie Waldenburg zu einer eigenen Kirche kam. Kirchenbote 1924. Nr. 4 und 5, daneben Gemeindeprotokoll.

- 54) St. A. L. Lade 41. Nr. 140.
- 55) Heimatkunde Baselland. Bd. VI. S. 401. Manusk. in der Kant.Bibliothek Liestal.
- 56) Gemeindeprotokoll.
- 57) Heimatk. Baselland. VI. S. 545.
- 58) Lutz, kurze Geschichte und Beschreibung des Kantons Basel 1834.
Jäck. Die Waldenburger Rebellion (im St. A. L. neue Abt. unter Waldenburger
Aufruhr).
- 59) Basellandsch. Zeitung vom 20. März 1926.
- 60) Heimatkunde Baselland VI. S. 545.
- 61) Heimatkunde Baselland VI. S. 268. Die Strasse von Langenbr. nach Basel.
- 62) Mündliche Mitteilg. Dr. H. Straumann.
- 63) Basellandsch. Zeitung vom 23. April 1910.
- 64) Heimatkunde Baselland. VI. S. 588.
- 65) Gemeindeprotokoll.
- 66) ebenda.

I weiss es Stedtli

Von E. Thommen, Waldenburg.

I weiss es Stedtli, 's isch nit gross,
'S isch fascht es Dörfli numme . . .
Doch 's het es Tor und het es Schloss
Und het au mänge Brunne.

I weiss es Stedtli, äng und schmal,
Ganz in de Felse-n-inne.
Wie's heiss, wo's syg, wo's ligg das Tal?
Säg, — muesch di öppe bsinne?

Gang übers Meer, gang wältewyt,
N i e wettsch für immer tuusche,
Das Stedtli, wo so steinig lyt,
Wo d'Tanne tüeje ruusche.

I weiss es Stedtli, numme chly,
Das cha mi glücklich mache . . .
Do will i au begrabe sy,
Wenn's heisst, nie meh z'zerwache.
